

BINDUNGEN ALS LEBENS- BASIS

Winfried Noack

Zusammenfassung | Bindung ist eine lebenslange, sichere Lebensbasis. Sie gibt dem Menschen Liebe, Schutz, Hilfe, Sicherheit, Zuwendung, Weltvertraulichkeit und Geborgenheit. Dies geschieht zentral in der Familie. Wenn Bindungsstörungen auftreten, sind die Folgen schwerwiegend. Aber es bilden sich Bindungen auch in Verwandtschafts-, Freundes- und Nachbarschaftsbeziehungen, an die Wohngemeinde und die politische Gemeinde. Schließlich binden sich Menschen an die Teilsysteme der funktional differenzierten Gesellschaft sowie an Geschichte, Kultur, Sprache, Klasse und das Geschlecht. Überall sind Modus und Intensität der Bindung strukturell und individuell unterschiedlich.

Abstract | Attachment is a lifelong and secure foundation of life. It provides humans with love, protection, help, security, attention, familiarity with the world, and comfort. This happens mainly in the family. Attachment disorders result in severe consequences. But attachment is also generated in bonds with relatives, friends, and neighbours, an attachment to the residential community and the civil parish. Lastly, individuals attach themselves to the subsystems of the functionally differentiated society and to history, culture, language, class, and gender. In all these the modes and intensities of attachment differ structurally and individually.

Schlüsselwörter ► Familie ► Kind-Beziehung
► Eltern ► Emotion ► Freundschaft ► Bindung

1 Vorbemerkung | Der Mensch ist bald nach seiner Zeugung ein transzendentes Subjekt, das heißt eine immer vor allem anderen sich selbst gegebene Person. Durch die Intentionalität überschreitet er seine Selbst-Welt und geht Beziehungen und Bindungen zur Mit-Welt und Um-Welt ein (vgl. Noack 2007b, S. 87-89). Diese Bindungen sind vielfältig, wie unsere Darstellung zeigen soll.

2 Bindungen in der Familie | 2-1 Bindung zwischen Paaren | Die engste Bindung ist die zwischen Mann und Frau. Im Zentrum der Paar-Bindung steht die Liebe (vgl. Luhmann 1997, S. 344-347). Sie ist der Code des Ehepaars wie auch des Familiensystems. Sie grenzt eine intime von einer nicht intimen Kommunikation ab. Liebe ist nicht ein Gefühl, sondern eine besondere Form der Kommunikation, die es ermöglicht, Gefühle auszudrücken oder sie auch zu unterdrücken (zum Beispiel wenn sie verletzt). Mit der Liebe ist zugleich eine besondere Zuweisung von Eigenschaften verbunden. Weil der eine Mensch geliebt wird, löst dies im Geliebten eine Handlung aus: Er liebt zurück. Das geht so weit, dass der liebende Mensch die Erwartungen des anderen vorwegnimmt. Dies ist möglich durch die gegenseitige Vertraulichkeit. Daran sind Liebende zu erkennen.

In der Neuzeit wird Liebe zu einer persönlichen, individuellen Beziehung (vgl. Luhmann 1997); sie wird personalisiert und ist nicht mehr ein bloßer Kontrakt innerhalb einer Schicht. Dadurch wird zugleich die unpersönliche Kommunikation zu einer persönlichen. Der Liebende fragt, welche Folgen sein Handeln für den anderen haben mag. Diese Sorge kann sich so sehr verdichten, dass dem anderen eine solche Suche nach Verständnis, Übereinkunft und Unterstützung so weit geht, dass er die Weltsicht des Liebenden übernimmt. Liebe ist also die Konstruktion der Welt mit den Augen des anderen. Die Liebenden werden in die jeweilige andere Welt eingeschlossen, und sie sehen sie mit den Augen des anderen. Der Liebende sieht den Geliebten als Person, das heißt in der Beziehung zu sich selbst und seiner Umwelt. Der Liebende erblickt die Umwelt des anderen und stellt sich auf sie ein. Liebe lebt auch von den gemeinsamen Erinnerungen, die gemeinsam als Schönes erlebt wurden.

Wenn die Liebe reflektiert (vgl. Luhmann 1997), merkt der Liebende, dass Liebe nur durch Liebe motiviert werden kann, sich nur auf Liebe bezieht und sich nur entwickeln kann, wenn sie sich mit der Liebe des anderen verbindet. Während heutzutage die Liebe nur als Personenbeziehung verstanden werden kann, ist gerade die Individualisierung auch eine Gefahr für sie. Je mehr sich die zweite Person individualisiert, desto mehr muss der andere diese Individualbedürfnisse erfüllen. Und weil beide sich individualisieren, kann es zu Konflikten kommen, die aus der Perspektivverdunkelung des jeweils anderen kommen.

Grenzfall

Unser Leben in Europa wird seit nunmehr einer ganzen Generation durch den Wegfall von Grenzen bestimmt. Was mit dem Überwinden stacheldrahtbewehrter politischer Grenzen Ende der 1980er-Jahre begann und mit der spektakulären Einführung des Euro weiterging, wurde begleitet durch die Entgrenzung der Kommunikation: Internet, E-Mail, Soziale Netzwerke, „Clouds“ aller Sorten machen uns und alles – scheinbar – jederzeit erreichbar.

Auch in unserem engeren Betrachtungsfeld, der Sozialen Arbeit, dem Non-Profit-Sektor und dem bürgerschaftlichen Engagement, fallen fortlaufend Grenzen und verschwinden damit auch Orientierungsmöglichkeiten. Was bleibt, ist oft weniger die Freude an der Gestaltung neuer „Spielräume“, sondern zunächst einmal Verunsicherung aufgrund zunehmender Unübersichtlichkeit.

Ein fast schon „klassisches“ Beispiel ist die Ökonomisierung sozialer Dienstleistungen. Was in den 1990er-Jahren als Ergebnis knapper öffentlicher Kassen und der grassierenden neoliberalen Ideologie begann, hat tiefe Spuren im Selbstverständnis und Selbstbewusstsein sozialer Dienstleister hinterlassen, wie etwa der Beitrag von *Martin Stummbaum* in diesem Heft eindrücklich erkennen lässt. Noch ist nicht klar, wie und inwieweit soziale Organisationen und Einrichtungen sich „ökonomisieren“ sollten, da dreht sich die Diskussion schon weiter: Unternehmer werden sozial und avancieren unter Schlagworten wie *Soziales Unternehmertum* oder *Social Impact Business* zu neuen Hoffnungsträgern von Politik und Gesellschaft.

Hat gemeinnütziges Handeln in einem solchen Konzept überhaupt noch einen Platz? Trotz – oder vielleicht gerade wegen – der unübersehbaren Krise unseres Wirtschaftssystems bekommen im Non-Profit-Bereich die Sichtweisen und Interessen gewinnorientierter Unternehmen ein immer größeres Gewicht. In den USA haben ehemalige Hedgefonds-Manager jetzt die Plattform GiveWell gegründet: Unter dem Claim „Real Change for your Dollar“ veröffentlicht diese nun sehr zugespitzte Rankings der angeblich wirksamsten sozialen Projekte. Wirklich – ein Grenzfall.

Burkhard Wilke
wilke@dzi.de

Die Bindungen zwischen Ehepaaren sind die engsten, weil sie liebende, sexuelle und erotische Bindungen sind, sowie die Alltagsbindungen aller Gemeinsamkeiten. Während Frau und Mann eigene, sich selbst gestaltende und entwickelnde Personen bleiben, verbinden sie sich in den gegenseitigen Perspektivübernahmen und in den liebenden Zuschreibungen zu einer lebenslangen Liebesgemeinschaft.

2-2 Eltern-Kind-Bindungen | 2-2-1 Früheste Bindungen | Die früheste elterliche Bindung ist die zwischen Mutter und Kind (vgl. *Hidas; Raffai* 2006). Schon der Embryo erfährt ab der achten Woche Wahrnehmungen durch die Haut. In der 18. Schwangerschaftswoche beginnt die Entwicklung des Hörsinns, der im sechsten Monat voll entwickelt ist. Der Fötus hört instinktiv, was Vater und Mutter zu ihm sprechen. Ab dem fünften Monat kann der Fötus auf Schwingungen und starke Bewegungen reagieren. Nach zwölf Wochen beginnt das Ungeborene zu schlucken und kann ab der 15. Woche schmecken. Mit vier Monaten funktionieren die Bewegungen der Muskeln, Sehnen und Gelenke.

Die früheste Umwelt des Kindes ist der Uterus der Mutter, eine Wasserwelt, ein Lebensraum, der Nahrung, Schutz und Wechselwirkung mit der Mutter bietet. Aber die Bauchdecke der Mutter ist durchlässig, so dass der Fötus Wahrnehmungen von außen hat. So hört er auch die tiefe Tonlage des Vaters, die sich von der hohen Tonlage der Mutter unterscheidet, und stellt die ersten Bindungen zu ihm her. Allerdings ist die Bindung durch die Nabelschnur, durch die Hormone und Botenstoffe ausgetauscht werden, die engste Beziehung zur Mutter. Durch sie wird das ungeborene Kind ein Teil des mütterlichen Gefühlslebens und kommuniziert unbewusst und bewusst mit der Mutter. So entsteht die erste und lebensentscheidende Bindung zwischen Kind und Mutter. Auch Informationen der Außenwelt werden vom Gehirn des Fötus verarbeitet (vgl. *Hüther* 2010). Dadurch kann sich das Neugeborene orientieren, obwohl es erst mit der Geburt aus einer Wasserwelt in eine Luftwelt mit Lungenatmung überwechselt.

Wenn das Baby geboren wird, gibt es drei Phasen, in der die Mutter die Bindung räumlich herstellt (vgl. *Bruschweiler-Stern* 2007, S. 221 f.). Zuerst sorgt sich die Mutter, ob es dem Kind gut geht. Dann will sie wissen, ob das Kind gesund ist. Und schließlich be-

trachtet sie das Kind als eigenständige Person, beobachtet sein Verhalten und sieht es liebevoll an. So setzen sich die Bindungen aus der pränatalen Phase fort. Der Vater wird, wenn er sein Neugeborenes anschaut, zusätzlich auf dieses geprägt.

2-2-2 Unterschiedliche Bindungsqualitäten |

Allerdings sind die Bindungsqualitäten unterschiedlich, je nachdem, ob Mutter und Vater verfügbare, verlässliche und Schutz bietende Personen sind, die das Gefühl von Liebe und Sicherheit vermitteln. Zwischen Eltern und Kind besteht eine Wechselseitigkeit in einer Atmosphäre von Wärme, Liebe, Gelassenheit, Sicherheit und Wertschätzung. In dieser Weltvertrautheit wächst das Kind in seiner Gefühlswelt, seinem Denken und in seinem Sozialverhalten. Solch eine Weltvertrautheit ist die Basis für ein ganzes Leben. Nicht immer ist die Bindung zwischen Eltern und Kindern von gleicher Qualität.

Es lassen sich vier unterschiedliche Bindungsqualitäten unterscheiden (vgl. *Holmes* 2002, S. 128, *Hochfilzer* 2008, S. 9 f., *Schleiffer* 2009, S. 40-42):

▲ *Die sichere Bindung:* Zwar erlebt das Kind Trennungsschmerz, wenn die Bindungsperson es verlässt, doch das Kind erwartet, dass sie wiederkommt, und lässt sich trösten. Das Welterkundungsverhalten setzt es fort. Es sieht die Eltern als sichere Lebensbasis an, mit der es ohne Angst die Welt um sich entdeckt.

▲ *Die unsicher-vermeidende Bindung:* Weil die notwendigen Bedürfnisse des Kindes nicht ausreichend beachtet werden, fühlt sich das Kind unsicher. Dieses Kind hat keine Frustrationstoleranz erworben und darum nicht gelernt, dass die Eltern nicht immer anwesend sein können, um seine Bedürfnisse zu befriedigen. Besonders entsteht solch ein Verhalten dann, wenn vor allem die Mutter Bindungsbedürfnisse des Kindes zurückweist. Das Kind entwickelt darum ein Verhalten der Gleichgültigkeit. Es ist nicht beunruhigt, wenn die Bindungsperson es verlässt, und bei deren Wiederkehr reagiert es teilnahmslos. Vielmehr wendet sich das Kind leblosen Dingen wie Spielsachen, Gegenständen etc. zu.

▲ *Die unsicher-ambivalente Bindung:* In dieser Bindung sucht das Kind einerseits seine Eltern oder andere Bindungspersonen, gleichzeitig jedoch erlebt es deren Nähe als ablehnend und es verzweifelt. Um die Aufmerksamkeit der Eltern zu erlangen, macht das Kind so große Anstrengungen, dass es sein Welterkundungsverhalten einschränkt oder sogar aufgibt.

▲ *Die desorganisiert/desorientiert-unsichere Bindung:* Wenn das Kind vernachlässigt wird, Gewalt erfährt oder sogar missbraucht wird, bildet sich eine Angst vor den Bindungspersonen heraus. Das Kind ist unsicher, ob es die Nähe der Eltern suchen oder eher vermeiden sollte. Wird es von ihnen getrennt, zeigt das Kind keine Beunruhigung. Vielmehr wendet es sich ausschließlich der leblosen Welt zu, den Dingen und Sachen. Es zeigt oft einen unbelebten, starren, trance-ähnlichen Gesichtsausdruck, besonders in der Nähe der Bindungspersonen.

2-2-3 Bindungsstörungen | Kinder brauchen

Liebe, Annahme, Achtung, Wert und Würde, Gleichwertigkeit, Sicherheit sowie das Erleben von Fürsorge und Umsorgtsein, um sichere Bindung, Selbstsein, Mitmenschlichkeit und Weltvertrautheit zu erwerben. Erfahren sie diese nicht, treten Bindungsstörungen auf, die vielfältige Ursachen haben können.

Es sind traumatische Erfahrungen, die im Säuglingsalter beginnen und über lange Zeit anhalten können. Die wichtigsten sind folgende:

▲ *Mutterentbehrung* (vgl. *Bowlby* 2005, S. 11 f.): Das Kind muss die mütterliche Fürsorge entbehren, oder die Betreuungspersonen wechseln ständig. Das bedeutet, dass zum Beispiel Großmütter ein Mutterersatz sein können, wenn sie konstante Bezugspersonen sind. In dem Fall sprechen wir von partieller Deprivation. Das Kind empfängt zwar Versorgung und emotionale und sichere Zuwendung, jedoch nicht durch seine Mutter. Die Folgen können Ängste, Suchtverhalten, starke Liebesansprüche, Schuldgefühle, Hass, Aggressivität oder auch Depression sein. Haben dagegen Kinder überhaupt keine Mutter oder Ersatzmutter, weil sie beispielsweise in Kinderheimen mit wechselnden Bezugspersonen aufwachsen, dann handelt es sich um die totale Deprivation. Diese beeinflusst den ganzen Habitus des Menschen und beschädigt seine sozialen Beziehungen.

▲ *Vernachlässigung* (vgl. *Böttcher* 2011, S. 16, *Noack* 2003, S. 171-179): Vernachlässigung bedeutet nicht nur, dass Kinder nicht versorgt werden, sondern dass sie emotionale und soziale Kälte und Ablehnung erfahren. Dies betrifft etwa fünf bis zehn Prozent der Kinder in Deutschland. Die Folgen können körperliche und seelische Störungen und Verletzungen sein, Depression oder gar Delinquenz. Vor allem werden Vernachlässigungserfahrungen intergenerativ weitergegeben.

▲ *Missbrauch und Gewalt* (vgl. Böttcher 2011, S. 16-18, Noack 2003, S. 171-179): Die Gewalttäter können Erzieher, Pfarrer, nahestehende Verwandte oder Bekannte und seltener Fremde sein. Sind es der Vater und die Mutter, die die Nähe, Vertrautheit und den Schutz missbrauchen, dann ist die Bindung gänzlich zerstört. Wenn die Missbrauchsperson, und besonders der Vater, mit Strafen und Drohungen arbeitet, leidet das Kind unter der Ambivalenz, den Vater zu lieben, und gleichzeitig erduldet es Panik, Angst, Schuldgefühle und Schmerzen. Wenn gar die Mutter schweigt oder sogar das Kind dem Vater gefügig macht, zerbricht auch die Mutterbindung. Die Folgen sind Beziehungsarmut, Distanzierung, Weglaufen oder aggressive Reaktion.

2-3 Auswirkung der Bindungsstörungen in den Lebensphasen | Eine gelungene Bindung ist eng mit dem Urvertrauen, der Autonomie, der Initiative (dem Explorationsverhalten), der Freude an der Leistung, dem Erwerb der Identität, der Intimität, der Generativität und der Ich-Integrität als sichere Bindung verknüpft. Eine misslungene Bindung hingegen ist lebenslang verknüpft mit Urmissstrauen, Scham und Selbstzweifel, Schuldgefühlen, Minderwertigkeitsgefühlen, Rollenkonfusion, Isolierung, Stagnation und am Lebensende mit Verzweiflung (vgl. Erikson 1971, S. 268).

Das Kind entwickelt zwischen dem dritten und dem zwölften Lebensjahr zwei Milliarden Neuronen und zwei Billionen Synapsen. Dies sind etwa doppelt so viele, wie Erwachsene sie aufweisen (vgl. Noack 2010a, S. 137). Darum sind Kinder außerordentlich aufnahme- und lernfähig. Zugleich ist diese Zeit die sensibelste Phase der körperlichen, emotionalen, kognitiven und personalen Entwicklung. Eine liebevolle, fürsorgende und umsorgende Erziehung ermöglicht eine lebenslange Bindungsfähigkeit. Die Familienatmosphäre der körperlichen Nähe, der Gerüche, der warmen Zuwendung, Lachen, miteinander reden, spielen, Natur erleben, shoppen gehen, Museen besuchen etc. erzeugt eine feste, dauerhafte Bindung des Kindes an die Mutter, den Vater und die Geschwister. Fehlt dies alles und erleben Kinder stattdessen Trennung, Traumata, Verluste und Deprivation, dann treten lebenslange Schäden auf. Solche sind beispielsweise erhöhte Krankheitsanfälligkeit, körperliche Entwicklungsstörungen, Schlaf- und Essstörungen, verlangsamte Entwicklung, Schulleistungsprobleme, Lernun-

willen, Konzentrationsschwächen, Unlustgefühle, Gefühllosigkeit, Widerstands- und Teilnahmslosigkeit, Desinteresse sowie ein Wechsel von Aggression und Regression (vgl. Braun; Helmeke 2004, S. 287). Solche Verhaltensweisen bleiben lebenslange Charakterzüge.

In der Adoleszenzphase setzen sich die Bindungsstörungen vor allem dann fort, wenn sie verstärkt werden. Durch Vernachlässigung, gefühlsarme Bindung oder Liebesentzug sind die Jugendlichen unfähig, Bindungen einzugehen und eine liebevolle Beziehung aufzubauen. Sie sind unfähig, Liebe zu geben und zu empfangen. So treten Störungen durch Verhaltensauffälligkeiten, Entwicklungsverzögerungen, Partnerschaftskonflikte, aber auch Depression, Phobien, Zwangsverhalten, anale und auch ödipale Störungen auf. Dadurch werden soziale Beziehungen unmöglich, oder sie werden zerstört (vgl. Göppel 2003, S. 193-197). Im Erwachsenenalter zeigen sich gleiche Störungen, wenn sich die Bindungsentbehrungen fortsetzen und die Arbeit am Charakter ausbleibt.

2-4 Typologie von Bindungsstörungen |

Nach *Brisch, Schroll* und *Militzki* lassen sich folgende Typen von Bindungsverhalten unterscheiden (vgl. *Brisch* 2010, S. 102-110, *Schroll* 2007, S. 55-63, 145 ff., *Militzki* 2011, S. 15-23). Diese Typologie lässt sich auf alle Lebensphasen anwenden.

▲ *Keine Anzeichen von Bindungsverhalten*: Es gibt Kinder, die gegenüber ihren Bezugspersonen gar kein Bindungsverhalten zeigen. Bei Trennung reagieren sie kaum. In seltenen Fällen gibt es auch ein scheinbar prosoziales Verhalten, bei dem Kinder wahllos Bezugspersonen wählen.

▲ *Undifferenziertes Bindungsverhalten*: In diesem Fall differenzieren die Kinder ihre Bezugspersonen nicht. Es ist ihnen gleichgültig, ob sie diese Personen schon länger kennen oder nicht. Dies ist kein soziales Verhalten, sondern eher eine soziale Promiskuität. In Notsituationen suchen sie beliebige Personen zur Hilfe, die aber kaum in der Lage sind, sie zu trösten. Eine Variante des undifferenzierten Bindungsverhalten sind selbst provozierte Unglücksfälle und Selbstverletzungen.

▲ *Übersteigertes Bindungsverhalten*: In diesem Fall klammern sich die Kinder exzessiv an die Bindungsperson und suchen ängstlichen Körperkontakt, und zwar dergestalt, dass sie in Krisensituationen jegliche Exploration unterlassen. Selbst bei einer kurzen Trennung von der Bindungsperson zeigen sie ein über-

steigertes Stressverhalten und weinen oder toben. Dies führt in der späten Kindheit dazu, dass sie Schulangst haben, weil für sie kein Explorationsverhalten ohne Kontakt zu der Bindungsperson möglich ist.

▲ *Gehemmtes Bindungsverhalten*: Die Kinder passen sich übermäßig an die Bindungsperson an. Wenn diese die Hilfe des Kindes in Anspruch nimmt, führt es diesen Wunsch sofort und ohne Widerspruch aus. Aber die Beziehung zur Bindungsperson ist schwach, positive emotionale Kommunikationen finden kaum statt. Ist hingegen die Bindungsperson abwesend, können sich diese Kinder freier und offener austauschen.

▲ *Aggressives Bindungsverhalten*: Körperliche und verbale Aggressionen dienen dazu, die Aufmerksamkeit der Bezugsperson zu erzwingen. Diese Aggressivität zeigten sich auch außerhalb der Familie, zum Beispiel in der Schule. Tiefenpsychologisch versteckt sich hinter dieser Aggressivität die Angst, die Bindungsperson zu verlieren, und damit dies ausgeschlossen ist, wird die Bindung gar nicht erst eingegangen.

▲ *Rollenumkehr (Parentifizierung)*: Die Kinder übernehmen die Elternrolle, indem sie sich den Eltern oder auch Geschwistern gegenüber übertrieben fürsorglich und einfühlbar verhalten. Dies absorbiert ihre Aufmerksamkeit so sehr, dass sie ein vermindertes Explorationsverhalten zeigen. Dadurch entwickelt sich ein übersteigertes Bindungsverhalten; die Kinder wollen immer in der Nähe ihrer Bezugsperson bleiben, um für sie sorgen zu können. Dieses fürsorgende Verhalten zeigt sich auch, wenn die Eltern krank werden oder wenn bei einer Scheidung der verbleibende Elternteil, meist die Mutter, mit dem Kind zurückbleibt.

▲ *Bindungsverhalten mit Suchtverhalten*: Dies entsteht, wenn dem Kind, das Nähe und Körperkontakt sucht, Ersatz angeboten wird, etwa in Form von Süßigkeiten oder Geschenken. Dabei wird das eigentliche Bedürfnis nicht erfüllt. Die Ersatzbefriedigungen werden auf Objekte gelenkt oder auf orale Befriedigungen, was zu Süchten führt: Esssucht, Alkoholismus, Rauchen, Drogen. Die Bindung wird nun auf die Drogen übertragen. In der Beratung ist daher darauf zu achten, ob die Sucht eine verlagerte Bindungsstörung ist.

2-5 Geschwisterbindungen | Geschwister sind Nebenbindungsfiguren, die die Eltern als Hauptbindungsfiguren ergänzen (vgl. *Nowacki* 2007, S. 60 f.). Sie können die Eltern nicht ersetzen, aber sie sind im Gegensatz zu Freunden immer präsent, und die Bindung an sie verstärkt die innerfamiliäre Bindung (vgl.

Noack 2010b, S. 143-146). Die Bindungen zwischen Geschwistern beginnen in den ersten Lebensmonaten. Etwa die Hälfte aller Kinder reagiert auf die Geburt eines Geschwisters mit negativen Verhaltensänderungen. Wenn die Mutter allerdings das Kind ermutigt, sich an der Pflege des Babys zu beteiligen und mit ihm über die Bedürfnisse, Wünsche und Gefühle des Neugeborenen spricht, erweist es sich als interessiert und liebevoll. Es stellt die ersten Bindungen an das Baby her.

Die zweite Phase der Geschwisterbeziehung ist oft durch die Rivalität charakterisiert, die das ältere Kind gegenüber dem jüngeren zeigt, häufig aber auch durch eine Interaktion zwischen den Kindern, die positiv sein kann. Wenn das ältere Kind dem jüngeren aufgrund seiner höheren Handlungskompetenz Spielangebote macht, wird es freudig begrüßt, während gleiche Angebote des Jüngeren vom Älteren häufig ignoriert werden. Das jüngere sucht aber die Nähe des älteren Kindes und imitiert es gern.

Die dritte Phase der Geschwisterbeziehung ist durch zunehmende Konsolidierung und Unabhängigkeit von den Eltern gekennzeichnet. Zwar besteht die Rivalität fort, aber die Eltern greifen nicht mehr so häufig ein. Dadurch festigt sich die Geschwisterbeziehung. Es entsteht eine lebenslange Bindung. Die weitere Entwicklung der Geschwisterbeziehung ist durch gleichzeitige Veränderung und Kontinuität bestimmt. Einerseits bleiben alte Geschwistererfahrungen und -bindungen bestehen, andererseits wächst die Beziehung von der anfänglichen Geschwister rivalität über die Geschwisterliebe zur lebenslangen Geschwistersolidarität. Die Geschwisterbindung bildet eine Ressource bei Schwierigkeiten und Lebenskrisen für ein ganzes Leben.

Familienbindungen sind, wenn keine Bindungsstörungen auftauchen, die engsten überhaupt. Sie dauern ein Leben lang und sind in der Regel untrennbar. Sie bieten allen Familiengliedern Sicherheit, Angenommensein, Freiheit, Hilfe, Kommunikation und gemeinsames Handeln.

2-6 Verwandtschaftsbindungen | Verwandtschaftsbeziehungen (vgl. *Noack* 2001, S. 200-202 sowie *Noack* 2010b, S. 150 f.) bringen gegenseitige Unterstützung, Rat und Hilfe, und sie besitzen eine hohe Kontinuität. Verwandte lassen sich nicht im

Wechsel der Lebensphasen austauschen wie Freunde, sondern bleiben es lebenslang. Verwandtschaftssysteme schaffen ein Muster von sozialem Verhalten. So fördern sie Lern- und sozialen Aufstiegswillen der Heranwachsenden. Auch entstehen Freundschaftsverhältnisse zwischen Nichten, Neffen, Cousinen und Cousins, die oft für das ganze Leben bestehen und eine Quelle von Unterstützung, Rat, Sicherheit und Geborgenheit bieten.

So ist Verwandtschaft ein Netzwerk von Bindungen mit vielfältigen Funktionen bei Krankheit, Lebenskrisen und sogar für finanzielle Unterstützung. Verwandtschaft ist ebenfalls ein kognitives System, in dem geistiger und emotionaler Austausch stattfindet. Es scheint sogar so zu sein, dass Freunde und Nachbarn kurzfristige Hilfe leisten, während Verwandtschaft langfristige Unterstützung gewährt. Verwandtschaft garantiert (und das schichtenunabhängig) Zusammenhang, Dichte, Festigkeit und Beständigkeit. Mögen die Verwandtschaftsbindungen nicht so eng sein wie die Bindungen innerhalb der Familie, so sind sie doch wichtig und dauernd. Sie sollten gepflegt werden durch Verwandtschaftstreffen, Hochzeiten, gemeinsame Ferien etc.

3 Familientransgressive Bindungen | 3-1 Freundschaftsbindungen | Die Funktionen der Freundschaft sind vielfältig und altersspezifisch (vgl. Noack 2001, S. 202, Noack 2010b, S. 151-153). Sie sind für den modernen Menschen genauso existenziell wichtig wie für Menschen früherer Zeiten, wenngleich sich auch die Verhaltensmuster gewandelt haben mögen und insbesondere die Intimität geringer sein kann als beispielsweise in der Zeit der Empfindsamkeit, der Klassik und Romantik. Dabei hat sich herausgestellt, dass Verwandtschaft und Freundschaft komplementär sind und einander gegenseitig ergänzen. Verwandten- wie Freundesbesuche finden etwa gleich häufig statt. Einseitig auf Freunde ausgerichtete Familien gibt es nur wenige, während einseitige Verwandtschaftskontakte häufiger anzutreffen sind. Gleichzeitig gehören aber neben den Verwandten und Freunden auch Nachbarn, Berufskollegen und Vereinsmitglieder zu den Interaktionspartnern des modernen Menschen, so dass die These von der Isolation des Individuums in der industriellen Massengesellschaft begrenzt werden muss. Nicht zu vergessen ist, dass Verwandte oft die engsten Freundschaften bilden, wie Cousinen, Cousins, Neffen und Nichten.

Als Ressourcen der Freundschaft entfaltet Nötzoldt-Linden die Sozialität, die in Freiwilligkeit und Gleichgewichtigkeit besteht; Wissen, Nähe und Bindung, die das Wissen über den andern beinhaltet, häufige und starke Nähe sucht sowie sich an den Freund oder die Freundin bindet; Emotionalität durchwebt die Freundschaft mit freundlichen und guten Gefühlen; Vertrauen ermöglicht es, dem Freund auch die intimen Gedanken und Probleme mitzuteilen, weil mit seiner Verschwiegenheit gerechnet werden kann; Solidarität als prosoziale Haltung bedeutet, für den anderen Sensitivität, Wertschätzung und Verantwortung zu entwickeln; personale und soziale Sicherheit bedeutet für den Freund, geschützt und geborgen zu sein und auch in Notlagen Hilfe erwarten zu dürfen; schließlich können Freunde trösten (vgl. Nötzoldt-Linden 1997, S. 7-11). Die Bindungsqualität zwischen Freunden ist einerseits sehr groß, andererseits ist sie nicht immer von lebenslanger Dauer. Die Bindungen sind indes, solange sie dauern, so eng wie in der Verwandtschaft.

3-2 Bindung an Nachbarn | Sie steht unter einer Komplementarität von Distanz und Solidarität (vgl. Noack 2001, S. 203, Noack 2010b, S. 151-153). Distanz beinhaltet, dass der Nachbar kein Freund ist, es jedoch werden kann. Distanz entspricht dem Individualisierungsdruck, aber auch dem Wunsch des Individuums nach Selbstsein, Individualität, Nichteinmischung, Abgrenzung und Ruhe. Solidarität dagegen baut nicht auf Liebe und Freundschaft auf, sondern auf Hilfsbereitschaft. In den Mangelgesellschaften war sie funktional. Sie bedeutete die Ausleihe und den Austausch von Mangelgütern. Heute sind Helfen, Tauschen und Mitbenutzen fast überflüssig geworden, weil jeder Haushalt die notwendigen Güter selbst besitzt und der Sozialstaat die meisten Nachbarschaftsfunktionen übernommen hat. Aber nach wie vor gibt es Nachbarn, die zum Familiennetz dazugehören, die Nachbarschaftshilfe leisten und mit denen die Familie zusammenlebt.

3-3 Bindung an die Wohngemeinde, politische Gemeinde und Gesellschaft | Die nachbarliche Familie ist zugleich eingebunden in die Wohngemeinde und die politische Gemeinde (vgl. Noack 2001, S. 303 f., Strohmeier 1989, S. 454-473). Als solche ist sie ein Mehrebenensystem. Familien sind einerseits Subsysteme, bestehend aus den Kommunikationen und Interaktionen der Familienglieder, die

sich gegenseitig fördern. Andererseits sind sie Akteure eines Obersystems, nämlich der Wohngemeinde und der politischen Gemeinde. Die Wohngemeinde besteht einerseits aus den materiellen Ausstattungen der Familie für den Alltag, wie Wohnung, Einrichtungsgegenständen und anderen Ressourcen, und andererseits aus dem sozialökologischen Umfeld. Weiterhin besteht sie aus den lokalen Netzwerken sozialer Beziehungen. Die politische Gemeinde hingegen stellt eine Gebietskörperschaft mit eigener demokratischer Legitimation und Selbstverwaltung dar.

In der politischen Gemeinde hat die Familie ihren Ort als verfassungsrechtliche Institution, wodurch sie den Schutz und die Förderung durch die Gemeinde erhält (vgl. Noack 2001, S. 303 f., Strohmeier 1989, S. 454-473). Dies kann in Notsituationen wichtig werden. So bilden sowohl die Wohngemeinde als auch die politische Gemeinde einen wesentlichen Zusammenhang zum Familienalltag, zur familialen Entwicklung und zu den familialen Leistungen.

Die Wohngemeinde ist oftmals die Heimat (vgl. Noack 2001, S. 303 f., Strohmeier 1989, S. 454-473). Hier wächst das Kind heran, hat seine Freunde im Wohnquartier und in der Schule. Hier findet der Erwachsene Arbeit und gewinnt Arbeitskollegen. Auch die Verwandtschaft wohnt oft in der Nähe. Besonders in kleinen Städten und Dörfern entstehen enge Verbindungen zur Heimat, die irrational, aber sehr stark sein können. Verstärkt werden solche Bindungen durch Heimatvereine und die Heimatfeste. Schließlich lebt jeder Mensch in einer Gesellschaft. Sie ist heute funktional differenziert (vgl. Luhmann 1997, S. 743-776). Eine Bindung an den Fürsten und sein Land, wie früher, ist nicht mehr möglich. Heute kann sich der Mensch mit unterschiedlicher Bindungsintensität an die einzelnen Teilsysteme binden, wie an das politische System, das Wirtschaftssystem, das Wissenchaftssystem, das Erziehungssystem, das Rechtssystem, das Medizinsystem, das Kunstsystem, die Familien und die Religion. Vor allem die Bindungen an die Religion und an den Staat sollten eine mittlere Bindung nicht überschreiten, weil Gottesstaaten und nationalistische Staaten sie missbrauchen.

Hinzu kommt, dass jeder Mensch in einer geschichtlichen Welt lebt, durch die er geprägt wird. Ergänzt wird sie durch die Sprache und Kultur. Deutsche zum Beispiel haben eine andere Geschichte als

die anderen Völker und es gibt eine deutsche Kultur, aus der heraus wir leben. Wir können Bindungen herstellen zu Philosophen, Dichtern, Künstlern etc., die das Leben bereichern (vgl. Noack 2007a, S. 55-59). Es versteht sich, dass Bindungen an die Makrosysteme Gesellschaft, Geschichte, Sprache und Kultur weniger persönlich sind. Unterschiedliche Bindungsqualitäten ergeben sich auch durch die soziale Klasse und das Geschlecht. Jedoch ist *eine* geschichtliche, kulturelle, gesellschaftliche und politische Bindung unlöslich und unabdingbar: die Bindung an die Menschenwürde und die Menschenrechte (vgl. Noack 2007a, S. 55-59).

So ist jeder Mensch in ein Netzwerk von Bindungen eingebettet, die ihm Sicherheit, Versorgung, Geborgenheit und Lebenszufriedenheit geben.

Professor em. Dr. Winfried Noack lehrt am Institut für integrierte Kinder-, Jugend- und Erwachsenenarbeit, Abt. für Sozialpädagogik und Sozialdiakonie der Theologischen Hochschule Friedensau, In der Ihle 2a, 39281 Friedensau, E-Mail: winfried.noack@thh-friedensau.de

Literatur

- Bowlby, J.:** Frühe Bindung und kindliche Entwicklung. München 2005
- Böttcher, O.:** Aspekte sozialarbeiterischer Intervention bei Bindungsstörungen. Bachelorthese im Fachbereich Sozialwesen an der Theologischen Hochschule Friedensau. Friedensau 2011
- Braun, K.; Helmeke, C.:** Der Einfluss früher Bindung auf die Entwicklung des kindlichen Gehirns. In: Ahnert, L. (Hrsg.): Frühe Bindung. Entstehung und Entwicklung. München 2004, S. 287-294
- Brisch, K.H.:** Bindungsstörungen. Von der Bindungstheorie zur Therapie. Stuttgart 2010
- Bruschweiler-Stern, N.:** Momente der Begegnung und die Entwicklung der Mutter-Kind-Bindung. In: Brisch, K.H.; Hellbrügge, T. (Hrsg.): Die Anfänge der Eltern-Kind-Bindung. Schwangerschaft, Geburt und Psychotherapie. Stuttgart 2007, S. 119-227
- Erikson, E.H.:** Kindheit und Gesellschaft. Stuttgart 1971
- Göppel, R.:** Die Bedeutung früher Bindungserfahrungen für die sozialen Interaktionen von Kindern in späteren außerfamilialen Kontexten. In: Finger-Trescher, U.; Krebs, H. (Hrsg.): Bindungsstörungen und Entwicklungschancen. Gießen 2003, S. 191-210
- Hidas, G.; Raffai, J.:** Nabelschnur der Seele. Psychoanalytisch orientierte Förderung der vorgeburtlichen Bindung zwischen Mutter und Baby. Gießen 2006
- Hochfilzer, H.:** Die Bindung von Kindern. Ein Vergleich von Pflegekindern und Kindern in Heimen. Saarbrücken 2008

BERATUNG ALS KERNKOMPETENZ SOZIALER ARBEIT | Aktuelle Ansätze und Perspektiven

Stefanie Sauer

Zusammenfassung | Beratung gibt wichtige Impulse für die Professionalisierung Sozialer Arbeit und stellt einen ihrer umfassendsten Arbeitsbereiche dar. Obwohl Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter die unterschiedlichsten Beratungsfunktionen wahrnehmen und damit auch eine Aufwertung ihres Berufs erlangen, wird einer umfassenden theoretischen Reflexion von Beratungsmethoden weder in der Ausbildung noch im beruflichen Alltag ausreichend Aufmerksamkeit zuteil. Der Beitrag zeigt die Notwendigkeit einer beraterischen Kompetenzerweiterung anhand aktueller Entwicklungen in der Sozialen Arbeit.

Abstract | Counseling is the driving force for professionalization of social work and one of its broadest fields of activity. Although social workers offer counseling in diverse areas and achieve a reevaluation of their profession, a comprehensive theoretical reflection on counseling neither takes place in education nor in practical social work. The article shows the necessity of an increase in competences of counseling on the basis of recent developments in social work.

Schlüsselwörter ► Soziale Arbeit ► Beratung ► Handlungskompetenz ► Professionalisierung ► Funktion ► Zielvorstellung

Einleitung | Beratung ist eine Kompetenz, wenn nicht sogar die Kernkompetenz Sozialer Arbeit und erlangt zunehmend Relevanz in der Berufsausbildung zum Sozialarbeiter und zur Sozialarbeiterin. Dementsprechend bedarf es differenzierter und dem jeweiligen Fall beziehungsweise den jeweilig zu Beratenden angepasster Methoden mit einer adäquaten wissenschaftlich-theoretischen Grundierung, wie sie beispielsweise die systemische Methode bietet, die nicht mit der zunehmend zu beobachtenden Neigung vieler Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter verwechselt werden darf, sich mit einem beliebig verallgemeinerten, als systemisch missverstandenen Beratungsrezept zu begnügen.

Holmes, J.: John Bowlby und die Bindungstheorie. München 2002

Hüther, G.; Krens, I.: Das Geheimnis der ersten neun Monate. Unsere frühesten Prägungen. Weinheim 2010

Luhmann, N.: Die Gesellschaft der Gesellschaft. Frankfurt am Main 1997

Militzki, C.: Heimerziehung und Pflegefamilien im Vergleich bezüglich Bindungsstörungen. Bachelorthese im Fachbereich Sozialwesen an der Theologischen Hochschule Friedensau. Friedensau 2011

Noack, W.: Sozialpädagogik. Ein Lehrbuch. Freiburg im Breisgau 2001

Noack, W.: Sozialräumlicher Kinderschutz. In: Soziale Arbeit 5/2003, S. 171-179

Noack, W.: Pierre Bourdieu in seiner Bedeutung für die Soziale Arbeit. In: Theorie und Praxis der Sozialen Arbeit 4/2007a, S. 54-60

Noack, W.: Anthropologie der Lebensphasen. Grundlagen für Erziehung, soziales Handeln und Lebenspraxis. Berlin 2007b

Noack, W.: Offene Kinder- und Jugendarbeit. In: Bender, S. u.a.: Kinder erziehen, bilden und betreuen. Lehrbuch für Ausbildung und Studium. Berlin 2010a. S. 136-161

Noack, W.: Seelsorgerliche Diakonie. Leitfaden für ehrenamtliche Helfer in Kirchengemeinden und diakonischen Einrichtungen. Berlin 2010b

Nowacki, K.: Aufwachsen in Pflegefamilien oder Heim. Bindungspräsentation, psychische Belastung und Persönlichkeit bei jungen Erwachsenen. Hamburg 2007

Nözoldt-Linden, U.: Freundschaftsbeziehungen versus Familienbeziehungen. Versuch einer Begriffsbestimmung zur „Freundschaft“. In: Ethik und Sozialwissenschaften 1/1997, S. 3-12

Schleiffer, R.: Konsequenzen unsicherer Bindungsqualität: Verhaltensauffälligkeiten und Schulleistungsprobleme. In: Julius, H.; Gasteiger-Klicpera, B.; Kißgen, R. (Hrsg.): Bindung im Kindesalter. Diagnostik und Interventionen. Göttingen 2009, S. 39-63

Schroll, B.: Bezugsbetreuung für Kinder mit Bindungsstörungen. Ein Konzept für die heilpädagogisch-therapeutische Praxis. Marburg 2007

Strohmeier, K.P.: Familie und Gemeinde. In: Nave-Herz, R.; Markefka, M. (Hrsg.): Handbuch der Jugend- und Familienforschung. Frankfurt am Main 1989, S. 453-473